

Chloé Duval

Wir beide,  
nach all den  
Jahren

Roman

btb



### *Zum Buch*

Eines Tages erhält Flavie, Autorin mit einer ganzen Schublade voll unveröffentlichter Liebesromane, einen Brief samt Entschuldigung von der Post – für die 43 Jahre verspätete Zustellung ... Wer war diese Amélie, an die die Zeilen adressiert sind, und welche Geschichte steckt hinter dem Brief, in dem ein junger Mann sie sehnsüchtig bittet, alles hinter sich zu lassen, um mit ihm gemeinsam ein neues Leben zu beginnen? Mit Feuereifer macht Flavie sich auf die Suche, immer unterstützt von ihren Freundinnen aus dem Strick-Club und fest entschlossen, dieser Geschichte zu einem Happy End zu verhelfen. Doch hält die Liebe auch für Flavie ein Happy End bereit?

### *Zur Autorin*

Als Mädchen schrieb CHLOÉ DUVAL über Ritter, Drachen und Prinzessinnen. Inzwischen ist sie erwachsen, doch in ihren Romanen lässt sie immer noch den Zauber dieser Geschichten aufleben. Chloé Duval, von Geburt Französin, von Herzen Kanadierin, lebt in Montreal mit ihrem ganz persönlichen Märchenprinzen.

Chloé Duval  
Wir beide,  
nach all den Jahren

Roman

*Aus dem Französischen  
von Doris Heinemann*

**btb**

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die französische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Le Temps Volé« bei Milady, einem Imprint von Bragelonne, Paris.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2018

Copyright © Chloé Duval 2015

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Shutterstock/Africa Studio; Leonardo Wong/Unsplash

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

AH · Herstellung: sc

ISBN 978-3-641-18071-3

V002

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

*Diese Geschichte ist allen Strickbegeisterten der Welt gewidmet, die noch auf der Suche nach ihrem Märchenprinzen sind ... und auch denen, die ihn schon gefunden haben.*

# Prolog

*Karouac, Bretagne*  
*4. September 1975*

**H**eute sollte der schönste Tag ihres Lebens werden. Seit Wochen hatte sie ihn erwartet und minutiös vorbereitet, sie hätte überglücklich sein müssen, beschwingt und mit einem Lächeln auf den Lippen.

Stattdessen fühlte sie sich seltsam. Unwohl. Als hätte sie etwas Wichtiges vergessen. Als wäre sie im Begriff, einen Fehler zu begehen.

*Du hast bloß Angst*, redete sie ihrem Spiegelbild gut zu. Eine berechtigte Angst, die wohl alle Frauen fühlen, bevor sie sich fürs Leben binden.

Aber träumten alle Frauen am Tag ihrer Hochzeit von ihrer Jugendliebe?

Amélie schloss die Augen und sah im Geiste Erwans Gesicht vor sich. Sein unwiderstehliches Lächeln, seine graublauen Augen, sein immer etwas zerzaustes Haar, als wäre es zu rebellisch, um sich zähmen zu lassen. Sie fühlte seine schwieligen Hände auf ihrer Haut und seinen Mund auf ihrem, als wäre es erst gestern gewesen, dass sie sich ihm am Strand hingeeben hatte.

Sie schüttelte den Kopf und ermahnte sich, diese Erinnerung zu vergessen. Es war verrückt, an ihn zurückzudenken. Noch dazu am Tag ihrer Hochzeit. Es war so lange her. Vier Jahre, fast auf den Tag genau. Sicher hatte er sie längst vergessen, er hatte ja nichts von sich hören lassen. Nie wieder in irgendeiner Weise Kontakt zu ihr aufgenommen. Und nachdem sie Wochen, ja Monate auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet hatte, hatte sie es akzeptiert. Offenbar war sie für ihn nur ein Urlaubsflirt gewesen. Eine Ablenkung über den Sommer. Sie hatte im Buch des Lebens eine neue Seite aufgeschlagen und in die Zukunft geblickt, sich mit aller Kraft in ihre Modedesign-Ausbildung gestürzt, um zu vergessen. Um ihn zu vergessen.

Und heute war sie endlich glücklich. Sie hatte die Ausbildung abgeschlossen und einen Traumjob in einem kleinen Modehaus ergattern

können, in dem man ihren Stil und ihre manchmal etwas verrückten Einfälle schätzte. Fast unverhofft. Sie würde einen wunderbaren Mann heiraten, der sie über alles liebte und den auch sie liebte, sehr. Sie würden miteinander glücklich werden, das wusste sie.

Also warum dann heute? Warum an eine schmerzvolle Vergangenheit zurückdenken, die sie längst hätte begraben sollen, ausgerechnet an dem Tag, an dem sie Aymeric heiraten würde, ihm treu sein wollte an guten und an schlechten Tagen?

Sie atmete ein und dann langsam aus, versuchte Herz, Nerven und Kopf zu beruhigen. Sie arrangierte ihren Schleier und strich ein paar imaginäre Falten an ihrem Brautkleid glatt. Sie hatte es selbst entworfen, es war wunderschön. Ihr Traumkleid.

Wieder sah sie Erwan vor sich.

»Verdammt!«, fluchte sie und nahm sich dann zusammen.

Eine anständige junge Frau fluchte nicht.

Es klopfte an ihrer Tür, und das Gesicht ihrer Mutter erschien im Türspalt.

»Bist du bereit, Chérie?«, fragte Viviane Lacombe, strahlend vor Glück.

Amélie warf einen letzten Blick in den Spiegel, atmete noch einmal tief aus und antwortete: »Ich bin bereit.«

Jetzt war nicht mehr der Augenblick, sich Fragen zu stellen oder die Vergangenheit neu aufzurollen.

Dennoch konnte sie vor dem Betreten der Kirche nicht anders, sie drehte sich noch einmal um und betrachtete aufmerksam den Vorhof, den Platz und die Passanten, unwillkürlich suchte sie nach einem Gesicht, einem Lächeln. Dann schüttelte sie den Kopf und verfluchte diesen teuflischen Traum, der ihr noch den schönsten Tag ihres Lebens verderben würde. Lächelnd wandte sie sich ihrem Vater zu, nahm den Arm, den er ihr bot, und wartete auf die ersten Orgelklänge, um die Kirche zu betreten.

Im Schatten einer Arkade versteckt und von der Kirche aus unsichtbar, sah Erwan zu, wie die Frau seines Lebens am Arm ihres Vaters die Kirche betrat, um einen anderen Mann zu heiraten.

Er war zu spät gekommen. Er hatte sie verloren. Nochmals. Und dieses Mal endgültig.

Er kämpfte gegen seinen Instinkt, der ihn ansah, er solle in die Kirche stürmen und Amélie, notfalls auf Knien, anflehen, mit ihm fortzugehen, wie er es damals, vor vier Jahren, in dem Brief getan hatte, auf den er nie eine Antwort erhalten hatte. Doch er machte kehrt, mit gebrochenem Herzen, und verließ Karouac.

Nochmals. Und diesmal endgültig.

# Kapitel 1

*Karouac, Bretagne,  
Mai 2014*

**D**er Brief kam an einem Dienstag. Dieser Satz gäbe schon für sich genommen einen wunderbaren Romantitel ab. Er weckt Interesse, ist präzise und geheimnisvoll zugleich. Er regt die Fantasie an. Was stand in diesem Brief, dass sich jemand die Mühe machte und einen Roman darüber schrieb? Was konnte nur so Besonderes an ihm sein?

Schließlich werden täglich Millionen – oder auch nicht ganz so viele, die elektronische Kommunikation hat die klassische Korrespondenz zu Teilen ausgerottet – Briefe gewechselt. Warum also darüber schreiben?

Weil es kein Brief wie jeder andere war. Kein banaler Brief. Keine Reklame für eine neu eröffnete Mode-Boutique oder einen günstigen Kredit. Der Empfänger wurde auch nicht zu einer exklusiven Abendveranstaltung eingeladen oder mit einem Schnäppchen-Angebot zum Autokauf überredet. Er war auch keine Rechnung, zum Glück, denn ich hasse Rechnungen – genauso wie die Werbeanrufe der Stromversorger.

Nein, nichts von alledem. Es war ein handgeschriebener Brief von einem echten Menschen. Ein Mann hatte ihn an eine Frau geschickt. Ein Mann, der ...

Aber ich gerate zu sehr in Fahrt, ich greife vor. Fangen wir von vorn an.

Der Brief kam also an einem Dienstag.

Einem Dienstag, der, von einigen Details abgesehen, begonnen hatte wie viele andere Dienstage auch.

An jenem Morgen strahlte die Maisonne in ihrer ganzen Pracht, nachdem die gesamte Bretagne wochenlang unter unerträglichem Regen gelitten hatte, und ich zog *endlich* und mit äußerstem Vergnügen zum ersten Mal in diesem Jahr ein leichtes Kleid an. Jetzt war es offiziell, der Frühling war da und hatte uns gute Laune und Lebensfreude mitgebracht.

Das Klingeln des Weckers hatte mich, wie so oft, vor meinem

Computerbildschirm erwischt, mit Augenringen vom Schlafmangel und in Gedanken noch ganz bei meinen Romanfiguren.

Denn ich schreibe, müssen Sie wissen. O nein, keine ernsthaften Romane, die Literaturpreise gewinnen und von höchst offiziellen professionellen Kritikern in Literaturzeitschriften besprochen werden. Nein, ich schreibe nur *solche Bücher*. Die man auf dem Speicher versteckt oder hinter den Stapeln von Klassikern, die noch aus der Schulzeit stammen. Bücher, die man in einer undurchsichtigen Schutzhülle liest, damit niemand den schändlich kitschigen Buchumschlag erkennen kann, oder aber gleich auf einem E-Book-Reader, um sich abschätziges Fragen und Blicke zu ersparen. Von denen man nicht offen zu sprechen wagt, weil man fürchtet, damit fünfzehn IQ-Punkte auf einen Schlag zu verlieren. Die man nur im Kaufhaus findet, nicht bei den Buchhandelsketten und schon gar nicht in einer Buchhandlung, die etwas auf sich hält.

Ja. Genau solche Bücher.

Ich schreibe Romanzen. Mit oder ohne Erotik. Mit oder ohne Klischees. Mit oder ohne Leser (eigentlich vor allem ohne, um ehrlich zu sein). Ich schreibe Liebesgeschichten, in allererster Linie für mich, weil sich hinter meinem ernsthaften Gehabe einer Geschichts- und Erdkundelehrerin ein weiches kleines Herz verbirgt, und dann für meine Freundinnen. Weil es Spaß macht, mit ihnen bei zwei Reihen Perlmuster oder einem Zwei-rechts-zwei-links-Bündchen darüber zu diskutieren. Weil ein bisschen Kitsch noch niemandem geschadet hat und weil man im Leben schon genug Ernstes aushalten und es sich nicht unbedingt auch noch in der Freizeit zumuten muss. Wir nämlich lieben Liebesgeschichten, und zum Teufel mit den Leuten, die darüber die Nase rümpfen.

Vor jenem Morgen also hatte ich einen Teil der Nacht mit Schreiben verbracht. Genauer gesagt die letzten vier Stunden, was die Gesamtmenge meines Schönheitsschlafs doch erheblich schrumpfen ließ, sodass er diesen Namen eigentlich nicht mehr verdiente. Aber das machte nichts, es gab ja niemanden, dem ich gefallen musste. Entsprechend benebelt begab ich mich zu dem *Collège*, wo ich unseren kleinen Blondschöpfen (und den Schöpfen in Schwarz und Rot und allen Regenbogenfarben) Geschichte und Erdkunde beibrachte. Zwar hatte ich ein leichtes Make-up aufgelegt, um

meine Augenringe zu kaschieren, und mich in das schon erwähnte leichte, aber korrekte Kleid geworfen, um den Schein zu wahren, doch mein Hirn hatte an diesem Tag alle Mühe, die Gedanken zusammenzuhalten, und ich musste all meine Energie- (und Teein- und sonstigen) Reserven aktivieren, um meinen Schülern keinen Unsinn zu erzählen.

Denn obwohl sie (meistens) total lieb und (na ja, mehr oder minder) verständnisvoll sind, kann kein Schüler der Welt der Versuchung widerstehen, wenn er die Gelegenheit hat, seinen Lehrer bei einem Fehler zu ertappen. Und das brauchte ich wirklich nicht, nein danke.

Nach diesem relativ anstrengenden Tag, an dem ich vier Klassen unterrichtet und genauso viele Klassensätze Arbeiten korrigiert hatte (übrigens mit einem lila Stift – eine kleine Koketterie meiner sonst so makellosen Lehrerpersönlichkeit), erreichte ich mein trautes Heim gerade rechtzeitig, um es gleich wieder verlassen zu können: unter dem Arm mein Strickzeug und in meiner Tasche eine Dose Kekse, die ich abends zuvor gebacken hatte, sowie das Heft, das ich stets dabei hatte. Ich nahm Kurs auf die Stadtmitte von Karouac und das Geschäft *Der Faden der Ariadne*, wo Vic und die anderen mich höchstwahrscheinlich schon erwarteten.

Die zunächst sporadischen Dienstagabend-Treffen meines Strick-Clubs waren für mich schnell zu einer Tradition, zu einem absoluten Muss in meiner mehr als ausgefüllten Woche geworden. Das war mein Augenblick der Entspannung, meine Art, mein sprudelndes Hirn und meine hochgespannte Fantasie für eine Weile pausieren zu lassen. Manche machen Yoga, andere versuchen sich in Kampfsportarten. Ich strickte einmal in der Woche, ob es regnete, stürmte oder schneite – was zugegebenermaßen ziemlich selten vorkam –, ich eilte mit meinen Stricknadeln in die Stadt, um mich im einzigen Woll- und Kurzwarengeschäft von Karouac und Umgebung mit meinen Freundinnen zu treffen.

Eigentümerin dieses Geschäfts war Victoire, die »Mutter« unseres Grüppchens. *Der Faden der Ariadne* war ihr Kind, ihr Geschöpf, das Symbol des neuen Lebens, das sie sich allen Schwierigkeiten und Fallstricken des Lebens zum Trotz aufgebaut hatte. Sie hatte es fast zehn Jahre zuvor gegründet, nachdem sie von ihrer Großmutter eine größere Summe Geld geerbt hatte. Mit damals zweiunddreißig Jahren und einem notorisch

untreuen Gatten war Vic dem sehr guten Rat ihrer verblichenen Ahnin gefolgt und hatte das Erbe genutzt, um ihre Freiheit – und ihren Mädchennamen – wiederzuerlangen und beherzt einen Neuanfang zu wagen. Trotz der schwierigen Anlaufphase (so ist es eben, wenn man in einer kleinen Gemeinde lebt) hatte *Der Faden der Ariadne* schließlich einen erfreulichen Aufschwung genommen, und inzwischen trafen wir, die Strickfreundinnen und ich, uns jede Woche zuverlässig und aufs Fröhlichste hier in diesem kleinen Geschäft, das ebenso gastfreundlich, bunt und herzlich war wie seine Besitzerin.

Die Strickfreundinnen, wie ich sie gern nannte, das waren vor allem Victoire und Cécile, das erste Clubmitglied und meine älteste Freundin in Karouac. Nach der Eröffnung des Geschäfts, als Vic mit den Rechnungen und den ausbleibenden Kunden kämpfte, hatte der Club viele Monate lang nur aus ihnen beiden bestanden. Übrigens erzählt Vic immer noch gern, dass sie ohne Céciles unerschütterliche Hilfe wahrscheinlich irgendwann aufgegeben hätte. Cécile hatte nicht nur die Idee mit dem Strick-Club, sondern überredete Bérénice, Angélique und schließlich, kurz nach meiner Ankunft in Karouac, auch mich, beizutreten.

Dafür werde ich ihr wahrscheinlich ewig dankbar sein.

Denn ich habe in den Strickfreundinnen nicht nur echte Freundinnen gefunden. In den fünf Jahren, die ich sie nun schon kenne, wurden sie so etwas wie meine Familie. Und jetzt konnte ich mir mein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen, ohne ihre Scherze, ihre Ratschläge und vor allem nicht ohne ihre bedingungslose Solidarität.

Das Grüppchen war schon fast vollständig versammelt, als ich – leicht zerzaust, aber warum war ich auch zu Fuß gekommen? – das Geschäft betrat.

»Guten Abend, ihr Lieben«, rief ich und schloss unter hellem Glöckchenklang die Tür hinter mir.

Vic, Cécile und Bérénice blickten sofort strahlend von ihrem Strickzeug auf und begrüßten mich im Chor.

»Salut, Flavie!«

»Hallo, meine Schöne!«

»Salut!«

»Alles gut?«

»Alles gut, alles gut!«

»Und, was gibt's Neues?«

Ich ließ mich buchstäblich auf meinen Stuhl fallen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Also, Mädels«, begann ich, »die Lage ist ernst. Ich glaube, meine Schüler fangen an, mich für blöd zu halten.«

Noch während ich sprach, holte ich die Plätzchendose aus der Tasche, nahm den Deckel ab und stellte sie mitten auf den Tisch.

»Greift zu«, fuhr ich fort. »Ich habe Munition mitgebracht.«

Ich ging mit gutem Beispiel voran und biss in ein Plätzchen, wobei ich den Seufzer des Behagens zu unterdrücken versuchte, der mir in die Kehle stieg. Ich hatte Cookies mit Schoko-Bons gebacken, und ehrlich, die Dinger sind fast das Paradies auf Erden. Würde mich nicht wundern, wenn so was irgendwo auf der Welt verboten wäre.

»Danke, Flavie, du bist ein Schatz!«, erklärte Vic.

»Toll!«, rief Cécile und bediente sich. »Ich sterbe vor Hunger!«

»Na los«, ermunterte mich Bérénice sanft. »Erzähl, was haben deine Schüler wieder angestellt?«

»Sie haben heute den Aufsatz, den sie als Hausaufgabe hatten, abgegeben.« Ich schluckte noch einen Bissen hinunter.

»So weit, so gut.«

»Bevor ich hierherkam, habe ich rasch einen Blick darauf geworfen, nur der Neugier halber. Und ratet mal, was passiert ist? Darauf kommt ihr nie!«

»Sie haben gefuscht?«

»Bingo. Sie haben den Wikipedia-Eintrag abgeschrieben. Dachten die wirklich, ich würde das nicht merken, wenn sie hier und da ein paar Rechtschreibfehler einbauen?«

»Haben das alle gemacht?«

»Nein, nicht alle. Aber mindestens drei. Und wisst ihr, was mir am meisten leidtut?«

»Nein, aber du wirst es uns schon sagen.«

»Dass unter diesem Schummel-Trio eine ziemlich gute Schülerin ist, die es ohne Probleme selbst hinkommen hätte! Irgendwie habe ich ein bisschen das Gefühl, gescheitert zu sein. Ich konnte ihnen nicht die Werte vermitteln, die sie in ihrem Leben brauchen werden.«

»Jetzt übertreibst du aber!«, mischte sich Cécile ein. »Findest du nicht, dass du diese Schlüsse ein bisschen voreilig ziehst? In allen Schulklassen hat es immer schon Schüler gegeben, die geschummelt haben, das wird sich nicht von heute auf morgen ändern. Und deine Fähigkeiten als Lehrerin haben damit nichts zu tun.«

Ich seufzte noch einmal auf. »Ich weiß nicht, Cess. Manchmal frage ich mich, ob ich überhaupt zu etwas nutze bin. Ich fühle mich nicht in der Lage, ihnen zu helfen. Und das verfolgt mich.«

»Du solltest das alles nicht so an dich heranlassen, weißt du, das hilft gar nicht«, bemerkte Vic mit der für sie typischen Nüchternheit. »Du kannst die Welt nicht retten, du kannst ihnen lediglich Geschichte und Erdkunde beibringen. Also mach dir nicht so viele Gedanken. Das schadet dir nur. Da, nimm noch einen Keks!« Sie hielt mir die Dose hin. »Mit ein bisschen Zucker im Blut geht alles besser.«

»Vic hat recht«, sagte Bérénice, während ich den dicksten Keks aus der Dose fischte. »Und nicht nur, was den Zucker angeht.« Sie lächelte. Bérénice war die Besitzerin der Konditorei *Bérénice' Paradies*, die weit und breit die besten Kuchen machte, Zucker war ihr Leben. »Du solltest dir das alles nicht so sehr zu Herzen nehmen. Du gibst dein Bestes, und darauf kommt es an.«

»Aber mein Bestes genügt nicht!«

»Hör mal, du bist nicht Sozialarbeiterin und hast auch nicht die Aufgabe, sie zu retten!«, mischte sich Cécile schwungvoll ein. »Überlass die Superhelden-Jobs denjenigen, die dafür bezahlt werden! Wenn ich zum Beispiel die Leute durch die Häuser führe, sage ich ihnen nicht, wie sie dieses oder jenes Zimmer einrichten sollen. Das ist nicht meine Aufgabe.«

Wenn sie nicht strickte (für sich, für uns, für die Obdachlosen), übte Cécile nämlich schon seit vielen Jahren den ehrenwerten Beruf der Immobilienmaklerin aus und bezeichnete sich dabei manchmal sogar als Heiratsvermittlerin. »Manche helfen den Leuten, ihre Seelenverwandten zu finden«, scherzte sie gern, »und ich helfe ihnen, ihr Zuhause zu finden.« Und so hatte sie nicht nur das ideale Ladenlokal für den *Faden der Ariadne* und für *Bérénice' Paradies* aufgestöbert, nein, sie war es auch, die mir, als ich einige Jahre zuvor in Karouac angekommen war, frisch diplomiert und mit der Absicht, die Welt schülerweise zu retten, dazu verholfen hatte, die glückliche Besitzerin des hinreißenden Häuschens mit rustikalem Charme

zu werden, in dem ich immer noch lebte – und das, aber davon wusste ich noch nichts, bald mein Leben verändern sollte.

»Meine Rolle besteht nämlich darin«, fuhr meine Freundin fort, »ihnen dabei zu helfen, das Haus ihrer Träume zu finden. Was sie danach damit machen, geht mich nichts an. Und genauso ist es bei dir. Deine Rolle besteht darin, ihnen die Schlüssel zu geben, damit sie die Welt verstehen können, damit sie ihre eigenen Entscheidungen treffen können. Aber nicht darin, ihnen diese Entscheidungen abzunehmen und alle ihre Probleme zu lösen.«

Ich wollte Cécile erwidern, sie hätte zwar nicht ganz unrecht (was zugegebenermaßen häufig der Fall war), dennoch fände ich es furchtbar, wie meine Schüler ihre kostbaren Nervenzellen verkümmern ließen, wenn sie abschrieben, statt selbst nachzudenken. Das bedeutete nämlich auch, dass ich als Lehrerin versagt hatte. Doch das helle Klingeln der Türglocke ertönte, als ich gerade den Mund öffnete, und Angéliques Erscheinen führte zu einem abrupten Themenwechsel – was mir im Augenblick ohnehin gelegen kam. Nicht selten waren meine Freundinnen und ich unterschiedlicher Meinung, was mein Beteiligtsein am Leben meiner Schüler anging, und heute, nach meiner fast schlaflosen Nacht, war ich zu erschöpft, um meinen Standpunkt mit dem gewohnten Elan zu vertreten.

Die Fortsetzung des Gesprächs musste warten, bis meine eigenen Nervenzellen wieder miteinander in Verbindung standen.

»Salut, ihr Lieben, tut mir leid, dass ich zu spät komme!«, rief die Neuangekommene und trat hastig ein.

Angélique, als einziges Mitglied der Gruppe offiziell »unter der Haube«, war zudem Mutter eines hinreißenden Oliviers, den sie hin und wieder mitbrachte, damit wir hemmungslos mit ihm schäkern konnten – eine Möglichkeit, die wir jedes Mal voll ausschöpften.

»Salut, Angèle«, sagte ich und lächelte ihr liebevoll zu. »Wie geht's dir? Hast du unseren kleinen Schatz heute nicht dabei?«

Sie setzte sich zu uns an den Tisch und holte sofort ihr Strickzeug hervor.

»Nein, der ist bei seinem Vater«, erklärte sie. »Ansonsten ist alles gut! Und bei euch? Oh, Kekse! Hast du die mitgebracht, Flavie?« Ich nickte. »Du bist ein Engel! Mmh! Einfach köstlich! Du musst mir unbedingt mal das Rezept geben ...«

»Angélique, du kannst doch nicht mal Nudeln kochen«, erinnerte sie Cécile, die selten eine Gelegenheit ausließ, uns zu necken. »Und dann gleich

Kekse ...«

»Aber das Rezept soll doch nicht für mich sein! Für Hervé!«

»Dachte ich es mir doch ...«

»Ach, wisst ihr, ich habe längst den Ehrgeiz aufgegeben, kochen zu lernen, und ganz ehrlich, Mädels, mein Mann ist beim Kochen derart sexy, dass ich mir auch nicht sonderlich viel Mühe gebe. Ich finde es viel schöner, mich mit einem Glas Wein hinzusetzen und ihm zuzuschauen.«

»Man sollte nie das Verführungspotenzial einer weißen Schürze und leicht bemehlter Hände unterschätzen«, bekräftigte Vic.

»Genau!« Cécile grub ihre Zähne in einen weiteren Keks.

»Apropos Männer und Verführung«, wandte sich Vic jetzt mit gierigem Gesichtsausdruck an mich, »Flavie, ich sterbe vor Neugier, wie geht deine Geschichte weiter? Sind Liam und Clarissa inzwischen zusammen? Haben sie miteinander gesprochen? Hat er Clarissa gesagt, wer die Blondine war, mit der er abends zusammen war? Sind sie sich einig geworden? Denn weißt du, das ist ja hier alles ganz nett, aber es gibt auch Wichtigeres im Leben!«

Clarissa und Liam waren die beiden Hauptfiguren des Romanprojekts, an dem ich gerade arbeitete – also nebenher bemerkt die Typen, denen ich meine kleinen Augen mit den dunklen Ringen zu verdanken hatte.

»Ich gebe zu, auch ich sterbe vor Neugier!«, setzte Bérénice nach. »Ich habe die ganze Woche daran gedacht!«

»Nun ... Ja, sie haben miteinander gesprochen.«

In kurzen Worten erzählte ich ihnen die allerneusten Entwicklungen. Und meine Freundinnen kommentierten sie, eine nach der anderen und alle durcheinander. Diese Augenblicke, in denen wir über meine Figuren diskutierten, liebte ich besonders. Als würden diese Gestalten außerhalb meines Kopfs und meines Computers zum Leben erwachen. Wir sprachen von ihnen wie von echten Menschen, manchmal war ich geradezu darauf gefasst, sie im *Faden der Ariadne* oder *Bérénice' Paradies* auftauchen zu sehen.

»Daher meine Augenringe«, fügte ich hinzu. »Liam hat mich fast die ganze Nacht wach gehalten ...«

»Und wie stellst du dir vor, dass es weitergeht? Ist das jetzt das Ende?«

»Nein, ich habe da noch einige Verwicklungen im Sinn ...«

In den zwei Stunden danach flatterte das Gespräch wie jeden Dienstag von einem Thema zum anderen, von meinem Roman zu unseren jeweiligen

Strickprojekten, nicht zu vergessen die Männer, die Kekse und unsere neusten Lieblingsbücher, das Ganze unter viel Gelächter und Diskussionen – auf meine Schüler kamen wir nicht mehr zu sprechen.

Wie jeden Dienstag verging die Zeit wie im Flug.

Und dabei war mir nicht bewusst, dass mein Leben kurz davor stand, sich grundlegend zu ändern. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, dass nach diesem Abend nichts mehr so sein würde wie zuvor.

Unser Treffen wurde gefolgt von einer Runde Galettes in der Crêperie, für die wir alle eine Schwäche hatten. Nicht nur waren die Galettes und Crêpes umwerfend, auch der Besitzer hatte ein hinreißendes Lächeln, und er mochte uns, und zwar so sehr, dass er uns praktisch jedes Mal, wenn wir bei ihm aßen, noch etwas Süßes spendierte. Wer könnte einem solchen Mann widerstehen? Wir jedenfalls nicht, deshalb hatten wir aus seiner Crêperie unseren traditionellen Treffpunkt nach dem Stricken gemacht.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich mich auf den Heimweg machte, dennoch beschloss ich, einen kleinen Umweg über den Strand zu nehmen. In den fünf Jahren, die ich hier schon lebte, hatte ich eine ganz besondere Zuneigung zu dieser Küste entwickelt. Karouac, das am Ende der Rosa Granitküste lag, war zu meinem ganz persönlichen Fleckchen Meer und Sand geworden. Im Laufe der Zeit hatte ich mir hier haufenweise Erinnerungen geschaffen, eine schöner als die andere. Dort war der Badestrand, im Sommer überfüllt, das übrige Jahr über fast leer. Hier die von der Stadt abgeschnittene kleine Bucht, die nur bei Ebbe erreichbar war und in die ich mich gern zurückzog, um zu schreiben oder einfach über meine Figuren nachzudenken und mich dabei vom Geräusch der Wellen wiegen zu lassen. Und dann die zur Promenade umgestaltete Mole, an deren Ende eine Bank stand, zu der ich bei schönem Wetter oft mit meinem Strickzeug und einer Thermoskanne Tee pilgerte, um den Sonnenuntergang zu betrachten.

Ich hatte zwar mein ganzes Leben (zumindest bis ich zum Studium fortging) in Lannion verbracht, doch Karouac mit seinen fünftausend Einwohnern, seinem ländlichen Charme und seinen blühenden Gärten hatte mein Herz gewonnen. In nur fünf Jahren war die Stadt zu meinem Heimathafen geworden, ich konnte mir gar nicht mehr vorstellen, anderswo

zu leben. Hier war ich jetzt zu Hause.

Eine Viertelstunde später stieß ich die Pforte zu meinem Vorgärtchen auf und blieb, wie so oft, kurz stehen, um mein Eigentum stolz lächelnd zu betrachten.

Ich hatte mich buchstäblich auf den ersten Blick verliebt in dieses wunderhübsche, nur wenige hundert Meter vom Strand entfernte graue Steinhaus mit seinen blauen Fensterläden. *Das Haus des Direktors* wurde es hier genannt – ganz einfach, weil hier lange der Direktor der nahegelegenen Grundschule untergebracht worden war. Als die Schule aufgegeben wurde, weil am anderen Ende der Stadt ein neues, sichereres Schulhaus errichtet worden war, hatte man das Haus zum Verkauf angeboten.

Damals, als ich in Karouac ankam, hatte ich eigentlich nicht vor, so bald Hauseigentümerin zu werden. Aber ich hatte mich derart in das Häuschen verliebt, dass ich den Gedanken, jemand anders könne von ihm Besitz ergreifen, nicht ertrug. Also diskutierte ich mit meinem Bankier und kämpfte mit Eifer, Überzeugung und so viel Glück, dass mir Cécile einige Wochen später die Schlüssel überreichte und ich einziehen konnte.

Seither verging kein Tag, an dem ich mir nicht zu diesem Entschluss gratulierte. Ich liebte dieses Haus ... und ich glaube, es liebte mich ebenso.

Bevor ich hineinging, nahm ich die Post aus dem Kasten, ohne dabei besonders auf die einzelnen Briefe zu achten. Es waren mehrere, viel Werbung, nichts Außergewöhnliches. Ich legte den Stapel neben meinen Computer und ging dann in die Küche, um mir eine Tasse Tee zu kochen. Dabei fiel ich fast um vor Müdigkeit, aber ich hatte mir vorgenommen, noch ein bisschen durchzuhalten, um einige Absätze zu schreiben und wenigstens das aktuelle Kapitel abzuschließen.

Die dampfende Teetasse in der Hand, schaltete ich den Computer ein und sah, während die einzelnen Programme hochgefahren wurden, beiläufig meine Post durch. Rechnung, Rechnung, Rechnung. Ein bisschen Werbung. Ich wollte gerade alles ungeöffnet (morgen wäre auch noch ein Tag, um das zu erledigen) auf den Tisch zurücklegen, als ich ganz zuunterst einen vergilbten, anscheinend ziemlich alten Brief entdeckte, der an eine gewisse Amélie Lacombe gerichtet war. Auf dem Umschlag war ein Etikett mit dem Post-Symbol und dazu ein paar Zeilen.

*Wir bitten die verspätete Zustellung dieses Briefes zu entschuldigen.*

Das war alles. Keine weitere Erklärung, nichts.

Ich runzelte die Stirn. Amélie Lacombe ... Soweit ich wusste, hatte das Haus mehrere Jahre lang leer gestanden, bevor ich es gekauft hatte. Ich konnte mich nicht mehr genau an den Namen der Leute erinnern, die als Letzte hier gewohnt hatten, aber mir schien, er sei nicht Lacombe gewesen.

Neugierig sah ich auf das Datum des Poststempels.

1971.

Der Brief war 1971 abgeschickt worden. Und erst heute, dreiundvierzig Jahre später, erreichte er seinen Bestimmungsort, wo doch der Adressat vermutlich schon seit Jahrzehnten nicht mehr dort lebte. Verspätete Zustellung ...

Plötzlich fiel mir ein Artikel ein, den ich einige Monate zuvor gelesen hatte. Es ging darin um eine Postkarte, die erst fünfzehn Jahre nachdem sie abgeschickt worden war, angekommen war. Die Karte hatte bei der Verfolgung des Adressaten, der inzwischen umgezogen war, das ganze Land durchquert. Diese Anekdote hatte mich amüsiert, und ich hatte überlegt, sie zum Thema eines Romans zu machen.

Und jetzt war ich in genau der gleichen Situation.

Mehr brauchte es nicht, um meine Fantasie anzustacheln. Ich drehte den Brief um und suchte nach dem Namen eines Absenders, aber ich fand keinen. Mist.

Ich drehte ihn wieder um und betrachtete die feine, saubere Handschrift, in der die Adresse geschrieben war. Und wenn ... Und wenn ich den Brief öffnen würde? Vielleicht könnte ich dann Hinweise auf den Absender finden ... Mein Gewissen stoppte mich. Es war ein privater Brief.

Ja, aber ein dreiundvierzig Jahre alter privater Brief.

Ach, hat das Privatleben neuerdings ein Verfallsdatum?

Ich setzte meine innere Diskussion noch einige Sekunden lang fort und traf dann eine Entscheidung. Ich würde den Brief lesen und, wenn sein Inhalt hinreichend wichtig war, dafür sorgen, dass ihn der rechtmäßige Empfänger erhielt.

Den Umschlag unter größtmöglicher Vermeidung von Schäden zu öffnen, war leichter als gedacht. Mit der Zeit war der Leim ausgetrocknet, und es reichte ein Fingerschnipsen (nun ja, ein kleiner Einsatz des Brieföffners), um die Umschlagklappe zu lösen. Vorsichtig zog ich den einzigen